

Wir im Spiegel der Anderen, die Andern als Spiegel von uns : Gedanken zu Kultur und Kulturalisierung und der Bedeutung von Differenzen im Integrationsprozess von MigrantInnen

Autor(en): **Sancar, Annemarie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **77 (1999)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wir im Spiegel der Anderen, die Andern als Spiegel von uns

Gedanken zu Kultur und Kulturalisierung und der Bedeutung von Differenz im Integrationsprozess von MigrantInnen

In einem Bericht über die AIDS-Konferenz dieses Jahres meinte der Radiokorrespondent lakonisch, dass Prävention für Frauen in Afrika schwierig sei, denn sie hätten halt keine Kontrolle über ihre Sexualität. Die Aussage über die afrikanischen Frauen irritierte mich, nicht wegen der bedauerlichen Lage der Frauen, sondern wegen der Selbstverständlichkeit, mit der der Korrespondent dieses Defizit den Frauen in Afrika zuschreibt.

Annemarie Sancar

Diese Aussage reiht sich eigentlich nahtlos in die Bilder über Geschlechterverhältnisse in anderen Gesellschaften, in Kulturen des Südens: die Männer patriarchal und unmodern, die Frauen abhängig und fremdbestimmt. Solche Beschreibungen stammen nicht nur aus den Federn von Männern, auch emanzipierte Nordländerinnen bedienen sich solcher Bilder und geben sich gleich noch eine Rolle. Wenn die Frauen im Süden für ihre Rechte kämpfen, unterstützen wir sie dabei, sei das in Afghanistan, in Iran, in Palästina oder in Kosova. Es scheint selbstverständlich, dass wir als emanzipierte Frauen diese Pflicht – und dieses Recht – haben. Eine Weiterführung des postkolonialen, den Fortschrittsglauben

und das Entwicklungsdenken fortschreitenden Paradigmas des Gegensatzpaares von Moderne und Tradition also?

Pendeln zwischen Tradition und Moderne

In dieser Logik sind die meisten Migrationsanalysen verfasst, die nach dem zweiten Weltkrieg v.a. in den USA und in Zentralamerika gemacht wurden: Migration als Ausdruck von wirtschaftlichem Gefälle. Schon damals galt Migration als zeitlich befristetes, letztlich steuerbares Übel. Einerseits würde die wirtschaftliche Entwicklung, andererseits die MigrantInnen selbst dazu beitragen, dass Migration überflüssig wird. Denn MigrantInnen wurden schon damals als im Spannungsfeld von Tradition und Moderne Stehende beschrieben: Menschen, die aus der Peripherie in die Zentren vordrangen, TrägerInnen von Tradition, im Gegensatz zu den Menschen im Norden, die ebenso pauschal als Verkörperung der Moderne bezeichnet wurden. Mit ihrem Pendelleben zwischen Zentrum und Peripherie würden die MigrantInnen schliesslich zu ModernisierungsagentInnen in den Randregionen, indem sie die Errungenschaften der Städte in ihre Dörfer zurückbringen würden.

Das liberale Konzept, das auch die Sozialwissenschaften mitgetragen haben, hat sich durchgesetzt, und es fällt heute schwer, Migrationsprozesse anders zu beschreiben als in diesen Kategorien von Tradition und Moderne. Nach wie vor schwingt das Bild von Ungleichzeitigkeit mit, wenn von MigrantInnen die Rede ist. Peripherie und Zentrum, Süd und Nord, Tradition und Moderne: Mit diesen Gegensatzpaaren wird eine Grenze festgemacht, die zum Bestandteil fast aller Diskurse über MigrantInnen geworden ist, eine unheimliche Grenze, die das Eigene vom Fremden trennt, eine Trennlinie, die die Vormachtstellung der Zentren ideologisch untermauert.

Das Paradigma findet Verwendung in den Diskursen der unterschiedlichsten politischen Lager und dient sehr oft als Referenzpunkt in der nationalstaatlich gefassten Beschreibung von gesellschaftlichen Sachverhalten. Im folgenden geht es um Diskurse von linken Parteien und Gruppierungen, die explizit Partei nehmen für den Süden und für all diejenigen, die in den Norden migriert sind. In dem Sinne handelt es sich um eine Parteinahme von «ModernisierungsgewinnerInnen» zugunsten der ModernisierungsverliererInnen, ein Verhältnis, das Ungleichzeitigkeit und die hierarchische Differenz implizit mitträgt.

Integrationsprojekte als Entwicklungshilfe?

Beschreibungen von Menschen, die aus dem Süden in die Zentren migrieren, widerspiegeln diese Logik: pauschalisierende Bilder von Rückständigkeit. Heute werden den MigrantInnen vermehrt auch Ressourcen zugesprochen, doch die Definition dieser «Ressourcen» erfolgt in der Regel aus der Nord-Perspektive und in Abgrenzung zum vorformulierten Defizit – also auch hier eine Fortsetzung derselben Logik. Die Fremdwahrnehmung von

MigrantInnen durch die Aufnahmegesellschaft schlägt sich im Diskurs nieder. Es handelt sich hier aber um Interpretationsmuster, die sich auch in Praxisfeldern niederschlagen, die das Leben der MigrantInnen tatsächlich tangieren. Denn sie ermöglichen Anschlusshandlungen, die die Integration von MigrantInnen zum besonderen Unterfangen machen. Solche Aktivitäten werden in der Regel unter «Integrationsarbeit» oder «Integrationspolitik» zusammengefasst.

Ein Beispiel von konkreter «Integration» soll veranschaulichen, wie gutgemeinte Projektarbeit den Diskurs der Ungleichzeitigkeit zementiert und die tatsächliche Positionierungsdifferenz der AkteurInnen aus dem Blickfeld rückt. Ein paar Vorbemerkungen geben einen allgemeinen Einblick in die «Integrationspraxis» der 80er und 90er Jahre.

Seit den 80er Jahren sind viele Anstrengungen zur Förderung der Integration von MigrantInnen aus dem Süden gemacht worden. Dabei sind die AkteurInnen vor allem private Stellen, deren Finanzierung von Jahr zu Jahr neu gesichert werden muss. Sie unterscheiden sich bezüglich Ausgestaltung und Aufwand, doch eines ist fast allen Integrationsanstrengungen gemeinsam: In ihrer Darstellung erscheinen sie fast ausschliesslich als Projekte der multikulturellen Gesellschaft, Projekte, die von kultureller Differenz ausgehen. Aus dieser Perspektive erscheint jede Aktivität mit und für MigrantInnen als Vermittlungsanstrengung, und die Leistung gewinnt mit der Gewichtung der kulturellen Unterschiede auch an Spektakularität.

Man hat sich definitiv vom Begriff der Assimilation verabschiedet. Die IntegrationsakteurInnen werben für Vielfalt, für Toleranz gegenüber dem Anderen, für Öffnung und Respekt – die kulturellen Unterschiede werden also nicht per se als Problem betrachtet, sie bilden aber den diskursiven Ausgangspunkt jeder Praxis. Dafür werden Bilder beigezogen über die

Man hat sich definitiv vom Begriff der Assimilation verabschiedet. Die IntegrationsakteurInnen werben für Vielfalt.

Kulturen der Zugewanderten, Versatzstücke aus Abhandlungen über fremde Werte- und Symbolsysteme, und es ist ein Schubladenwerk entstanden, mit dem sich Phänomene sortieren lassen. Um das Unterfangen der Integration von MigrantInnen zu legitimieren, braucht es aber auch Bilder, in denen sich Abweichung und Konflikt beschreiben lassen, denn Integrationshilfe ist letztlich vor allem Normalisierung und Vermittlung der Individuen in die Gesellschaft.

Dieses Bild,

MigrantInnen als

Problem zu sehen,

dieses Bild des

«Ausländerpro-

blems», hat sich

durchgesetzt.

Ein Schubladenwerk der Kultur

Die Anwesenheit von «Menschen aus anderen Kulturen» – gemeint sind ImmigrantInnen in der Schweiz – werde zu Konflikten führen. So hiess es bereits anfangs der 70er Jahre in Papieren des Bundesrates. Dieses Bild, MigrantInnen als Problem zu sehen, das Bild des «Ausländerproblems», hat sich durchgesetzt. Viele dieser Anstrengungen fanden ihre Begründung also bereits in der festgeschriebenen Annahme, dass ein Zusammenleben mit Menschen aus südlichen Ländern besonderer Leistung bedarf. Die Schubladen füllen sich also nicht nur mit Bildern über das Andere schlechthin, sondern auch mit kulturspezifischen Kategorien von Abweichung und Defizit – dies nicht in erster Linie wegen der strukturell verankerten Diskriminierung, sondern eben aus Gründen der kulturellen Differenz. Das in den Schubladen sortierte Reservoir dient dann als Interpretationshilfe, wenn bestimmte Situationen in der Logik der multikulturellen Gesellschaft beschrieben werden. Dies geschieht oft dann, wenn der Integrationsauftrag dargestellt wird als «Hilfe», die die solidarischen AkteurInnen des Nordens für die MigrantInnen aus dem Süden leisten; dies mit dem Ziel, die Situation der «Betroffenen» zu verbessern und das Zusammenleben unter «multikulturellen Bedingungen» zu fördern. Es leuchtet daher

ein, dass in all diesen Integrationsanstrengungen die Informationspraxis einen wichtigen Stellenwert hat.

MigrantInnen werden Informationen über unsere Gesellschaft vermittelt und die Einheimischen über die Lebensweisen der MigrantInnen aufgeklärt: Vermittlungsarbeit zwischen dem «Eigenen» und dem «Anderen». Diese (diskursive) Praxis des gegenseitigen Verstehens ist gut gemeint, sie trägt, wie wir am nachfolgenden Beispiel sehen werden, jedoch viel dazu bei, dass das für postkoloniale Ideologien typische Nord-Süd-Paradigma bestätigt wird.

Das Eigene als Spiegelbild des Fremden

Anfangs der 90er Jahre wurde ein Filmprojekt realisiert mit dem Titel «Junge Frauen in der Schweiz»¹. Damals war man sich hierzulande einig: Schaden kann es nicht, wenn wir neu eingereisten Männern aus fremden Welten zeigen, wie es bei uns zwischen Frau und Mann läuft. Der Film setzt da an: Die drei im Film porträtierten jungen Frauen erzählen über ihr Leben, ihre Ängste, ihre Beziehungen zu Eltern und Freunden, ihre Vorstellungen von Bildung und Beruf. Sie werden gezeigt in ihrer Freizeit, an der Arbeitsstelle, mit Freunden und bei den Eltern – drei Geschichten über das Leben als Frau in der Schweiz, drei gestellte Geschichten, denn dahinter verbirgt sich ein Konzept der Vermittlung, der Information und letztlich auch der Gewaltprävention. Wenn die drei Frauen erzählen, wie wichtig für sie Freiheit ist, tun sie das nicht einfach so, sondern mit einem pädagogischen Ziel: Männer, die aus muslimischen und anderen patriarchalisch geprägten Ländern zu uns kommen, müssen wissen, was unsere Frauen unter Freiheit verstehen. Asylunterkünfte schienen –

¹ AG Leto/Brigitte Soravia, 1993: Realltime Pictures, Regie: Ursula Bischof Scherer & Ruth Halter-Schmid, Patronat: Gesunde Stadt Bern.

gemäss Konzept – als geeignete Orte, um diesen Film zu zeigen, um den jungen Asylsuchenden zu erklären, wie junge Frauen in der Schweiz über sich, über ihre Sexualität und über Männer denken. Ein Projekt zur Verminderung des Gewaltrisikos – ausgehend davon, dass junge Asylsuchende potentiell übergriffig sein können. Informationen über das Leben der jungen Schweizerinnen können präventive Wirkungen haben auf das Verhalten der jungen Asylsuchenden gegenüber einheimischen Frauen: Ein gutgemeintes Projekt, das an die Vernunft der Asylsuchenden appelliert. Der Film wurde in Asylunterkünften gezeigt, die Autorinnen nahmen sich auch die Zeit, mit den jungen Männern zu diskutieren. Ich zeige den Film z.B. auch Studierenden der sozialen Arbeit. Der präventive Aspekt geht in den anschliessenden Diskussionen allerdings verloren, dies zugunsten von Auseinandersetzungen mit der Selbstwahrnehmung. Folgende Beobachtungen und Aussagen sollen zeigen, warum das Projekt dennoch sehr fragwürdig ist.

Kulturverständigung als politisches Versteckspiel

Für Männer scheint es schwierig zu sein, Identifikationsmöglichkeiten oder Anhaltspunkte zu sehen. Es ist anzunehmen, dass die Message nicht durchkommt, wenn kein konkreter Anlass dazu da ist eine Verstehensübung ohne Anlass also, die ihren Zweck kaum erfüllen wird. Frauen, egal ob Schweizerin oder Migrantin, reagieren stark, wenn auch sehr unterschiedlich. Während Schweizerinnen über die stereotypisierten Frauengeschichten lachen und jede Übereinstimmung mit ihrer Biographie weit von sich weisen, sind gewisse Zuschauerinnen aus dem Süden und angehende Sozialarbeiterinnen empört. Der Film würde Vorurteile bestätigen über die Frauen in ihren Herkunftsländern. Sie könnten sich eher mit

den Frauen im Film identifizieren als mit dem Bild, das von ihnen vermittelt würde. Sie akzeptieren das ihnen implizit unterstellte Emanzipationsdefizit also nicht.

In einer Diskussion unter Frauen und Männern aus der Türkei schliesslich rückt die Rolle der Frau im Herkunftsland ins Zentrum. Dabei kommen merkwürdige Selbstethnisierungen zustande, die das Ziel des Films, zwischen dem Fremden und dem Eigenen zu vermitteln, weit verfehlen. Der Film bietet Gelegenheit, sich von Vorstellungen über die Frauen aus dem Süden zu distanzieren und die Geschlechterrollen in ihrer Herkunftsgesellschaft und unter Migrationsbedingungen nach ethnischen Kriterien neu auszuhandeln.

Der Film gibt auch die Möglichkeit, sich als moderne Frau abzugrenzen von denjenigen Frauen, die doch den Klischees entsprechen. Diese Positionierung erfolgt ebenfalls entlang der kulturellen Differenzierung, wird aber noch überlagert durch die Abgrenzung einer Bildungsschicht von der übrigen Bevölkerung: Im Gegensatz zu den Gebildeten und Intellektuellen gibt es genug Frauen, die sich ihren Männern unterwerfen.

Schliesslich bestätigt der Film auch die Idee vom Modernitätsvorsprung, den die einheimischen Frauen gegenüber den Frauen aus dem Süden vorzuweisen scheinen: der Inbegriff von emanzipiertem Leben, in dem auch eine tiefe Verwurzelung mit den Traditionen kein Rückschritt ist. Denn die Bauerntochter aus dem Emmental, die am Wochenende gerne jodelt, ist finanziell unabhängig, hat ein Auto, will sich weiterbilden und geht mit ihren Kollegen in den Ausgang.

Ausschlaggebend für die Bedeutung des Films sind aber nicht so sehr die drei Biographien, sondern die Bilder über die Frauen aus dem Süden, vor allem Musliminnen, die als Spiegelfläche für die Selbstwahrnehmung dienen. Ohne diesen konstruierten Gegensatz würde der Auftrag, fremde Männer über das Leben

**Das in den
Schubladen der
Kultur sortierte
Reservoir von
Bildern dient
dann als Interpretationshilfe.**

**Das Bild der
abhängigen
Migrantin ist so
zementiert, dass
sich jede weitere
Frage nach
konkreten
Verhältnissen
erübrigt.**

der Schweizer Frauen zu informieren, absurd. Denn das ist die ganze Logik des Projektes.

Die Frage, warum das Verhalten asylsuchender Männer aus dem Süden zu einem besonderen Problem wird, das einen ausserordentlichen Umgang verlangt, wird im Zusammenhang mit diesem Film kaum je angesprochen. Und genau hier liegt der Kern der Kritik an – wie gesagt – wohlgemeinten Kulturverständigungsprojekten von linker und sozial engagierter Seite in der Schweiz.

Die Auseinandersetzung mit dem Geschlechterverhältnis und der Umgang mit Gewalt von Männern gegen Frauen werden delegiert an die Kulturvermittlung, die Täterschaft an zugewanderte Männer. Denn es ist einfacher, über die Frauenrechtsverletzungen zu sprechen, wenn wir uns dabei als TäterInnen ausschliessen können und gleichzeitig die FürsprecherInnen von anderswo entrechteten Frauen spielen können.

Die Verschiebung des Problems auf die andere Seite der Grenze fällt auch nicht auf, denn längst haben sich die Bilder über kulturspezifische Gewaltformen etabliert. Der Film richtet sich an die Gruppen von Männern, denen – öffnen wir die entsprechenden Schubladen – per nationale Zugehörigkeit pauschal eine Gewaltpraxis zugeschrieben wird – selbstverständlich in direktem Bezug zu dem ebenfalls ethnisch sortierten Bild der unterwürfigen Frau, das sehr oft und auch im Film der eigentliche Ausgangspunkt der Fremdzuschreibungen ist.

Ethnisierungsprozesse und ihre Nebeneffekte

In den Beschreibungen von IntegrationsakteurInnen werden die Frauen dargestellt als Gefangene in der eigenen Kultur, als Opfer patriarchalischer Sitten und Strukturen. Integrationsanstrengungen, die sich an Migrantinnen aus dem Süden

richten, lassen sich so auch leicht begründen, ohne dabei auf die tatsächliche Befindlichkeit der einzelnen Frauen hinweisen zu müssen. Das Bild der abhängigen Migrantin ist so zementiert, dass sich jede weitere Frage nach konkreten Verhältnissen erübrigt – ein abgekürztes Verfahren, das Vorteile hat, wenn unter Zeitdruck, bei Personal- und Finanzknappheit Integrationshilfe geleistet werden muss, obschon die Vermittlungschancen aus strukturellen Gründen sehr gering sind. Projekte, die in der gleichen Logik wie der Film verfasst sind, verstärken nicht nur allgemeine Formen der ethnischen Abgrenzungen, wie oben beschrieben, sondern führen auch zur (un-)beabsichtigten Verschleierung von struktureller Diskriminierung. Die Ethnisierung von Geschlechterhierarchien und Gewalt ist nur ein Beispiel.

Unterdessen ist die Zahl der Frauen, die sich von solchen Zuschreibungen aktiv distanzieren, gewachsen. Unter diesen Kritikerinnen sind mindestens zwei unterschiedliche Tendenzen auszumachen, die ich im folgenden kurz skizzieren möchte.

Gegenspiele

Die einen distanzieren sich von den Zuschreibungen, ohne die Bilder wirklich zu hinterfragen. So wie die Studentinnen bei der Filmvorführung werden sie sich selbst in einem Gegensatz zur Mehrheit der Frauen in ihrem Land beschreiben und damit näher an das Bild der Frauen aus dem Norden rücken. Der interkulturelle Integrationsarbeit leistende Apparat hat Wesentliches dazu beigetragen, dass sich das Paradigma von Tradition und Moderne durchsetzen kann. Denn das Programm der interkulturellen Vermittlung sieht die Rolle der Mediation vor. Diese Frauen lassen sich also einfügen, sei es als ethnische Spezialistinnen oder Kennerinnen zweier Kulturen. Auf jeden Fall sind

sie die Ausnahmen, die die Regel der kulturellen Differenz mit jedem Vermittlungsakt neu bestätigen. Es fällt unter den bestehenden Bedingungen auch nicht schwer, in der Rolle als Kulturvirtuosinnen die Rückständigkeit der Frauen gleicher Herkunft an der eigenen Emanzipation zu spiegeln. Die Trennlinie zwischen den Frauen mit und ohne Emanzipationserfahrung wird zum Bestandteil ihrer Arbeit, die zwar sehr engagiert ist, aber letztlich ebenso wie der Diskurs der IntegrationsakteurInnen selbst der Verschleierung von Machtverhältnissen Vorschub leistet. Die anderen Migrantinnen weigern sich, die Spielregeln der Fremd- und Selbstzuschreibungen einzuhalten. Sie stellen sich quer zu Repräsentationen, die gemäss dem postkolonialen Differenzparadigma verfasst sind. Sie grenzen sich ab von Mehrheitsdiskursen und lassen sich gar nicht erst ein auf Verstehensübungen und Empathie. Sie lassen sich nicht Defizite zuschreiben, sondern machen solche in bezug auf ihre Situation als Migrantinnen fest. Sie bringen das Schubladensystem ins Wanken, indem sie Kultur politisch und sich selbst biographisch definieren. Sie durchbrechen die ideologische Grenze zwischen Nord und Süd, indem sie auch den Solidaritätsanspruch der Linken untereinander ab und zu in Frage stellen – im Grunde genommen antirassistische Arbeit, denn letztlich hat der Begriff von Kultur, so wie er im migrationspolitischen Kontext verwendet wird, rassistische Elemente.

Das macht die Situation nicht einfacher, denn diese Bilder sind Ressourcen. Das gilt für die Organisation von Integration oder Abgrenzung ebenso wie für die Verteilung der knappen Gelder. Programme, die diese Repräsentationspolitik verweigern, haben wenig Überlebenschance, zumindest im Moment; es sind kleine Gruppen, die mit wenig Mitteln versuchen, eine andere, antirassistische Politik zu denken und umzusetzen. Koalitionen bilden sich aber kaum, denn es scheint,

dass wir uns zu bequem eingerichtet haben mit diesen Bildern über das Andere und diese Positionen nur ungern aufgeben. Es ist aber höchste Zeit, dass wir uns von der Vorstellung verabschieden, Migration habe per se mehr mit Kultur zu tun als andere Phänomene der Moderne. Erst dann werden linke Programme auch zu dem, was zu sein sie versprechen, nämlich antirassistisch auch in den Grundzügen. Wie solche Programme im einzelnen aussehen, ist kontextabhängig, es gibt keine Rezepte. Und das macht antirassistische Arbeit auch aus: die systematische Reflexion der situationalen Bedingungen, unter denen sie realisiert wird.

Der jährlich wiederkehrende Druck, der auf privaten, teilweise subventionierten Stellen (Hilfswerke, Kirchen, MigrantInnenorganisationen) lastet, ist enorm – besonders wenn ohnehin gespart werden muss. Dies wirkt sich auch aus in der Form, wie sich diese Stellen beschreiben, denn offensichtlich ist die Chance grösser, Geld zu bekommen, wenn die Selbstdarstellung möglichst spektakulär ausfällt. Bei Stellen der öffentlichen Hand würde die Unsicherheit bezüglich Weiterführung viel weniger bestehen.

Die EKA (Eidg. Ausländerkommission) verfasste zuhanden des Bundesrates Berichte wie «Konzept zum Ausländerproblem» (1973) oder «Kulturelle Aspekte des Ausländerproblems» (1979).

Der Film «Junge Frauen in der Schweiz» entstand 1992 als Projekt der Gruppe AG Leto. Finanziert wurde er vom Quellensteuerüberschuss, einem Fonds, der damals mit den Kirchensteuern der nicht der Landeskirche angehörigen MigrantInnen geöffnet wurde.

Annemarie Sancar, Dr. phil., Ethnologin, Informationsbeauftragte des cfd, u. a. auch Lehrbeauftragte an der Hochschule für Soziale Arbeit Zentralschweiz.